

# Unser Teltow

Heimatbeilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Ausgabe 6

Dienstag, den 6. April

1937

## Bilder aus Stahnsdorfs Vergangenheit

Von E. Hill, Stahnsdorf.  
(Fortsetzung und Schluß.)

### 7. Die „Revolution“ von 1848.

„O, armes Stahnsdorf, auch du wirst noch tragen müssen, schwer und hart genug an dem Elend, welches Verrat und Untreue im Jahre 1848 über unser teures Vaterland gebracht hat. Auch deine goldne Zeit wird wohl vorüber sein und sobald nicht wiedertehren. Deine Bauernwirtschaften waren so schön, der Friede so lieblich, kein Bettler war in dir! . . .“

Mit diesem Stoßheizer beginnt der Chronist die Ortsgeschichte des bewegten Jahres 1848. Groß ist die Aufregung der Gemüter. Auf dem Dorfplatz stehen kleine Gruppen zusammen und haben zu debattieren. „Die Arbeitsleute wollen Land, Wiesen und Heide, und die Bauern billigere Arbeitsleute. Die Gesellen höheren Lohn von den Meistern und diese wären am liebsten wieder Gesellen geworden, um das frohe Leben mitzugenießen.“ Und dann kommt ein Satz, der nachdenklich stimmen kann: „Rauchen auf der Straße ward erlaubt.“

Ja, wenn der Schreiber der Chronik gewußt hätte, wie gerade die rechtzeitige Aufhebung des Rauchverbots großes Unheil verhütet hat. Bekanntlich war es der junge Fürst Tschernowitsch, der bei den März-Unruhen in einer bedrohlichen Situation auf dem Berliner Schloßplatz die Konzession des freien Rauchens zuerst verkündete. Er sprang auf einen Tisch und hielt an die aufgeregte Volksmenge eine Rede, in der er sagte, der König habe alles Militär zurückgezogen und sich ganz dem Schutze der Bürger anvertraut. Alle Forderungen seien bewilligt. „Auch das Rauchen?“ wollte einer wissen und „Auch im Tiergarten?“ ein anderer. „Jawohl, meine Herren, es darf geraucht werden; auch im Tiergarten!“ „Na, denn können wir ja zu Hause jehn.“ Und tatsächlich räumte die sofort heiter gestimmte Menge den Platz.

Dem Militär war's ernstler zumute. Ein Teil der zurückgezogenen Truppen kam nach Stahnsdorf ins Quartier. Am 20. März, abends gegen 10 Uhr, rückten sie, wie der Chronist meldet, weinend hier ein. Sie wurden nach Kräften gut aufgenommen und gepflegt. Mancher Bauer hatte 32 Mann und 5 Pferde im Quartier. Und als am 22. März der Befehl bekannt gegeben wurde, die Festung Spandau zu verproviantieren, und große Lieferungen von Futtermitteln usw. für jeden Bauern ausgeschrieben wurden, stand alles in zwei Stunden bereit. „Und nicht einer hat sich renitend bewiesen.“

Mit dem „Teltower Bauernverein“ zogen die patriotischen Stahnsdorfer am Freitag vor Pfingsten zwar nicht nach Berlin, um ihren König zu befreien, wohl aber nach Babelsberg zum Schloß des Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm I.). Voran wehte die schwarz-weiße Preußenfahne aus derbem Tuch mit der Aufschrift: „Teltower Bauernverein“. Eine solche Fahne ist uns ja erhalten; sie hängt im Heimatmuseum in Zossen. Der Prinz begrüßte seine lieben Teltower mit den Worten: „Wir kennen uns besser, als manche sich kennen.“ Und rief zum Schluß: „Mit Gott für König und Vaterland, das sei und bleibe unser Wahlpruch!“ Begeisterung stimmten die Stahnsdorfer ein und zogen befriedigt nach Hause. So war es auch nicht zu verwundern, daß der kommende 1. Mai in Stahnsdorf sehr ruhig verlief. An diesem Tage fanden die Wahlen zu den einberufenen Kammern statt. Als Wahlmänner wurden die alten, besonnenen Führer wiedergewählt: Der Schulze Friedrich Busse und der Gerichtschöppe August Dähne. Dann trat aber doch ein Ereignis ein, das alle Gemüter im Ort auf lange Zeit leidenschaftlich bewegte: die Separation.

### 8. Die Separation von 1849—1858.

Albert Rieckebusch, der es vom schlichten Bauernsohn bis zum Universitätsprofessor gebracht hatte, erzählt in seinen „Glücklichen Kindheitserinnerungen eines Teltowers“ von seinem Vater aus Wahnmannsdorf, der in der Blüte seiner Jugendjahre die Separation miterlebt hat und sein Leben in zwei Perioden einteilte: die Zeit vor und die Zeit nach der Separation. „Wissen denn viele Teltower heute noch, was die Separation für das gesamte Dörfleben bedeutete? Mein Vater hätte es ihnen erklären können.“

Um es kurz zu sagen: Die Separation brachte die Zerstückelung der bäuerlichen Allmende, also des Grund und Bodens, der seit dem Mittelalter der ganzen Gemeinde gehörte und von ihr gemeinsam genutzt wurde. Dieser gemeinsame Bodenbesitz wurde nun separiert, d. h. aufgeteilt, und den einzelnen Nutzungsberechtigten als freies Eigentum überlassen. Es waren also neue Adergrenzen festzulegen, die Flurverhältnisse mußten bereinigt werden und schließlich verschwand endgültig die letzte Reste der „Dreifelderwirtschaft“, die sich zu mancherlei Hüftungsmitbräuchen ausgewachsen hatten. Gegen welche schon der Alte Fritz angekampft hatte, ohne allerdings viel auf Gegenliebe zu stoßen.

Kun war die „Generalkommission“ mit dem Sitz in Frankfurt ins Leben gerufen, der die rechtliche Durchführung aller dieser Dinge oblag. Hohe Altkenberge bezeugen, welche Schwierigkeiten dabei in jedem Dorf zu überwinden waren. In Stahnsdorf dauerte es neun Jahre, in dem benachbarten Gütergoh dreißig Jahre, ehe die neue Bodenbesitzerteilung durchgeführt und angenommen war.

Am 1. August 1849 trug in Stahnsdorf der Schulze Friedrich Busse auf Separation der gemeinschaftlichen Hüftung an. Bauer und Gerichtschöppe August Dähne folgte mit seiner „Provokation“ — so nannte man diese Anträge amtlich — auf Separation des Feldes. Die 18 Bauern einigten sich in Güte und, wie der Chronist hervorhebt, ohne daß es fremder Bonitateure für die Bodenabschätzungen bedurft hätte. Am 9. August 1852 waren die neuen, durch die Separatisten erlangten Adergrenzen angenommen und schon am Tage darauf pflügten die Bauern auf den ihnen neu zugewiesenen Plänen. Drei Unzufriedene konnten auf die „Separations-Epistel“ (1. Kor. 13) verwiesen werden.

Größere Schwierigkeiten brachten die Besitzfeststellungen über Wald und Wiesen, so daß erst am 5. Februar 1858 der endgültige Rezeß als Abschluß dieser schwerwiegenden Reformen unterzeichnet wurde. Die genaue Vermessung der Stahnsdorfer Feldmark hatte ergeben:

a) Ader	3 142 Morgen	82 Quadratruten
b) Bewachsenen Ader	267 „	112 „
c) Wiesen	133 „	118 „
d) Niedere Weide	106 „	161 „
e) Hohe Weide	888 „	60 „
	4 538 Morgen	73 Quadratruten

dazu schon parzellierter Ader

3 „	140 „
4 542 Morgen	33 Quadratruten

Von diesem Areal erhielten nach der Ortschronik:

Die Bauern:

1. Schulze Busse	412 Morgen	87 Quadratruten
2. C. Dähne	299 „	1 „

3. Soenow	247	Morgen	88	Quadratruten
4. Bardemann	245	"	126	"
5. Fr. Liefeld	224	"	151	"
6. Das früher Bintsche Gut	206	"	89	"
7. Ruhlmen	222	"	5	"
8. Schütke	229	"	175	"
9. Das ehemals Görgensche Gut	217	"	103	"
10. N. Dähne	250	"	155	"
11. G. Liefeld	202	"	55	"
12. Grabow	166	"	127	"
13. Nige	229	"	166	"
14. Brahandt	223	"	87	"
15. G. Dähne	208	"	1	"
16. Lorenz	215	"	115	"
17. Fr. Dähne	230	"	112	"
18. Busse	216	"	144	"
Pfarrre und Kirche	162	"	137	"
Gutsherr v. Sale	43	"	53	"

Eine genaue Statistik bei Schluß der Separationsarbeiten gibt uns einen schönen Einblick in die dörflichen Verhältnisse. Insgesamt waren 60 Familien vorhanden, die über 37 Wohnhäuser verfügten. 13 waren sog. Büdner. Die Einwohnerzahl betrug 336, so daß auf den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt 13 Morgen Land entfielen. An Vieh waren u. a. vorhanden 235 Schafe, die von 4 Wirten gehalten wurden; 59 Pferde, 47 Ochsen und 58 Kühe.

Die beiden einzigen öffentlichen Gebäude im Ort waren Kirche und Pfarrhaus. Ein dorfeigenes Schulgebäude gab es noch nicht.

### 9. An der Schwelle des 20. Jahrhunderts.

Auf der neuen Chaussee von Teltow nach Stahnsdorf kam es leuchtend und fauchend heran: die Dampfstraßenbahn, im Volksmunde „Lahme Ente“ genannt. Unten, an der ruhigen Lokomotive, bewegten sich die Kolbenstangen ruckartig hin und her, auf und nieder. Es sah aus, als lahme sie, und das hatte ihr den Namen gegeben. Es war eine der wenigen Dampfstraßen-Sekundärbahnen, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von der Firma Hermann Bachstein erbaut und als Privatunternehmen betrieben. Die Strecke führte von Groß-Dächterfelde über Seehof-Teltow nach Stahnsdorf. So ulkig uns diese Einrichtung auch heute erscheint, hat sie doch treu und brav geholfen, Stahnsdorf zu „erschließen“. Sonntags brachte sie die Ausflügler in Massen heran. 1906 nahm der Kreis das Unternehmen in eigene Verwaltung und richtete den elektrischen Betrieb ein. Die erste „Elektrische“, die Stahnsdorf sah.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts war für unsern Ort eine neue Zeit herangekommen, die tief in das wirtschaftliche und soziale Leben einschneidet. Gewaltig waren die Boden-Besitzveränderungen. Großgrundbesitzer wurde die neu gegründete „Stahnsdorfer Terrain-N.-G. am Teltow-Kanal“. Sie kaufte an Boden, was sie bekommen konnte, hauptsächlich Dehland, nicht, um es zu kultivieren, sondern um es weiter

ungenutzt liegen zu lassen, bis der Weizen blühte. Es kam aber der Weltkrieg dazwischen und zerstörte manche voreilige Hoffnung. 1902 erwarb die Berliner Stadtbahn für die Anlage ihres großen kirchlichen Friedhofs 614 Morgen Bauernheide und Ackerland zum Preise von rund einer Million Goldmark. Die Pflanzflächen der Bäume-Niederung mit einem angrenzenden Stück sandigen Ackerlandes, insgesamt 15½ Morgen, gingen für 35 000 Mark in den Besitz der Stahnsdorfer Terrain-N.-G. über, da dieses Gelände zum Teil für den Kanalbau benötigt wurde. 1907 kaufte die Stadt Wilmersdorf am Ostrand der Gemarkung, dem sog. Lindenberg, 120 Morgen für 120 000 Mark. Hier entstand eine Abwasser-Reinigungsanlage (nach dem Tropfkörper-System) für die zu einem Kanalisationsverband zusammengeflohenen Ortsteile Teltow, Zehlendorf, Schmargendorf, Wilmersdorf. Nach dem Weltkrieg hat man diese Anlage als veraltet in die Luft gesprengt, um Platz zu bekommen für den Bau einer modernen Anlage, des heutigen Groß-Klärwerks mit Sumpfgasgewinnung, eigenem Elektrizitätswerk und künstlichen Fisch-Teichen\*).

Am bekanntesten wurde Stahnsdorf aber doch durch die großen Waldfriedhöfe\*). Die nun auch schon geschichtlich gewordenen Dampf-Lokomotiven der Berliner Stadtbahn trugen vorn an der Stirn riesige Schilder mit der Aufschrift: „Stahnsdorf-Friedhof“, als wollten sie den Berlinern zurufen: denkt an Euer Ende! Hier heraus geht einmal Eure letzte Reise! Es war auch eine richtige Friedhofsbahn, denn die Berliner Stadtbahn mußte die 4½ Kilometer lange Strecke Wannsee-Dreilinden-Stahnsdorf bauen lassen, um ihren Friedhof den Berlinern nahe zu bringen. Sie wurde im Juni 1913 dem Betrieb übergeben und war die erste und einzige Friedhofsbahn Deutschlands.

Und am Nordrand der Gemarkung entstand im friedlichen Bäketal der Teltow-Kanal, als größtes Bauunternehmen unseres Heimatkreises, das Havel und Spree miteinander verband. Im Dezember 1900 wurde der erste Spatenstich getan und am 5. Juni 1906 konnte die erste Teilstrecke mit der inzwischen berühmt gewordenen Mächower Schleuse feierlich eröffnet werden. Im Jahre darauf ist dann der ganze Kanal fertig geworden; über seine technischen Einzelheiten unterrichtete sich sogar der Erbauer des Panama-Kanals, Oberst Göthehaas, an Ort und Stelle.

Ins Mächower Schleusenhaus kamen die beim Bau des Kanals zutage geförderten Zeugen vorgeschichtlicher Vergangenheit: ein gewaltiger Urstier-Schädel, riesenhafte Knochen und Zähne vom Mammut, Elch-Schäufeln usw. Später wanderten diese Bodenschatze ins Kreishaus, in die Viktoriastraße, um jetzt wieder an alter Stelle Auferstehung zu erleben: den Tausenden von Besuchern der Schleusenanlage Runde gehend von fernster Vergangenheit, als Norddeutschland vom Eise befreit und der Mensch dem Rentier folgend von unserm heutigen Heimatboden Besitz nahm.

\*) Vgl. Hill, „Die Waldfriedhöfe von Stahnsdorf und Gütergoh“, in „Heimat und Ferne“, Beilage zum Teltower Kreisblatt, Nr. 16, 1933; und derselbe, „Neues vom Stahnsdorfer Lindenberg — Das Klärwerk als Kraftzentrale“, in „Unser Teltow“, Nr. 16, 1935.

## Die Flurnamen auf der Feldmark Großkienitz und ihre Bedeutung

Von Adolf Kammann, Großkienitz.  
(Schluß.)

Unterhalb der Großkienitzer Berge, in dem Winkel zwischen Selchower- und Glasower Landstraße, liegen die „Lausefuten“, die heute als Sandgrube benutzt werden. Früher lag hier eine mächtige Bodenerhebung, die bei der Separation als Windmühlenberg ausgeworfen werden sollte. Auch hier war es wieder der bereits einmal erwähnte Schulte, der sich bei dem damaligen Landmesser gegen den Mühlenberg ins Zeug legte: „Den'n brufen wie nich; denn möten wie ja den Moller ernähren.“ Das ist auch der Grund, warum Großkienitz nie eine Windmühle besessen hat. Ringsum traf man früher auf den Dörfern eine Windmühle an, selbst in Kleinienitz, in manchen größeren Orten deren sogar zwei. Die Großkienitzer Bauern mahlen meistens auf den Großmächower Mühlen.

Heute ist von dem Windmühlenberge nicht mehr viel übrig. Sein Sand wurde zum Bau der massiven Häuser und Wirt-

schaftsgebäude verwendet oder auf die torfigen Wiesen gefahren. Die ausgefahrene Vertiefung trägt den Namen „Lausefuten“ deshalb, weil hier früher die wandernden Zigeuner sich ihrer zerlumpten und verlaufenen Kleidungsstücke entledigten. Etwas höher hinauf von den Lausefuten liegt auf der rechten Seite der Selchower Straße das „Dehland“, ödes Land, das wegen des anstehenden Lehmes als Lehmgrube benutzt wird.

Der Feldweg der ehemals beanstandeten Glasower Landstraße führt bis zur Glasower Grenze. In diesem Feldweg liegen links an der Glasower Grenze die „Knöpe, Knepe, auch Kneppe“, wozu auch das Kirchen oder „Kerkenland“ gehört. Die Deutung des Namens Knöpe oder Kneppe ist schwer zu finden. Gemeinhin sind Knöpe oder Kneppe Knöpfe; aber wie kämen die Ackerstücke zu dieser Bezeichnung Knöpfe? Rechts von diesem Feldwege liegen die

„Schöninge“, sicher schönere Grundstücke. Die auf Glasower Gebiet anstößenden Wälder und Wiesen heißen hier „Glasower Grund“, „Nasche Grund“. Hier an der Grenze von Großkienitz und Glasower Gebiet liegen die „Siebide“. Ob der Name von siebern oder siebrig, was so viel wie naß bedeutet, herkommt? Kein Mensch kennt die Deutung und die Wenigsten wissen, wo sie liegen. Späteshalber will ich eine mir gewordene Belehrung mitteilen, die mir ein ältergeborener ehemaliger Großkienitzer nach der Siebide gab. Ohne Besinnen antwortete er mir: „An d'r Naschen Grenze. Sätten Sie mie icleich jefroat, ich hätt's Sie's icleich soagen kenne.“

Rechts und links von der Straße nach Dahlewitz liegt der „Werft“, früher der „Werftbusch“, weil alle die vielen Weidenarten, die hier wuchsen, unter dem gemeinamen Werft zusammengefaßt wurden. Die kleine kriechende Weide kaufte man mit dem Namen „Piesering“ und wurde gern zu feineren Flechtarbeiten verwandt. Der Werftbusch wurde Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts ausgerodet. Heute ist das alles Wiese, auch Aderland. Vor und in dem Werft war die „Bärdebuch“, Pferdeweide, wo der „Bärdeherre“, Pferdehirt, die Pferde hintrieb und weidete. Viele Bärde blieben auch nachts draußen in der „Nachthödinge“, Nachthutung. Wo heute das Gemeindehaus steht, stand früher das Hirtenhaus, das 1892 abgebrochen wurde.

Wenn der Bärdeherre frühmorgens die Päre austrieb, „Inalld he met de Pletische umm de Kuhherre tuttte“. Statt Kuh besser „Kohherre“.

Auf der Südwest- und Südseite vom Dorf liegen große Wiesenpläne, die sich nach Westen hin an den Werft anschließen. Dazwischen liegt auch die „Röster- oder Rüterwiese“, die oben in das Rüterland übergeht.

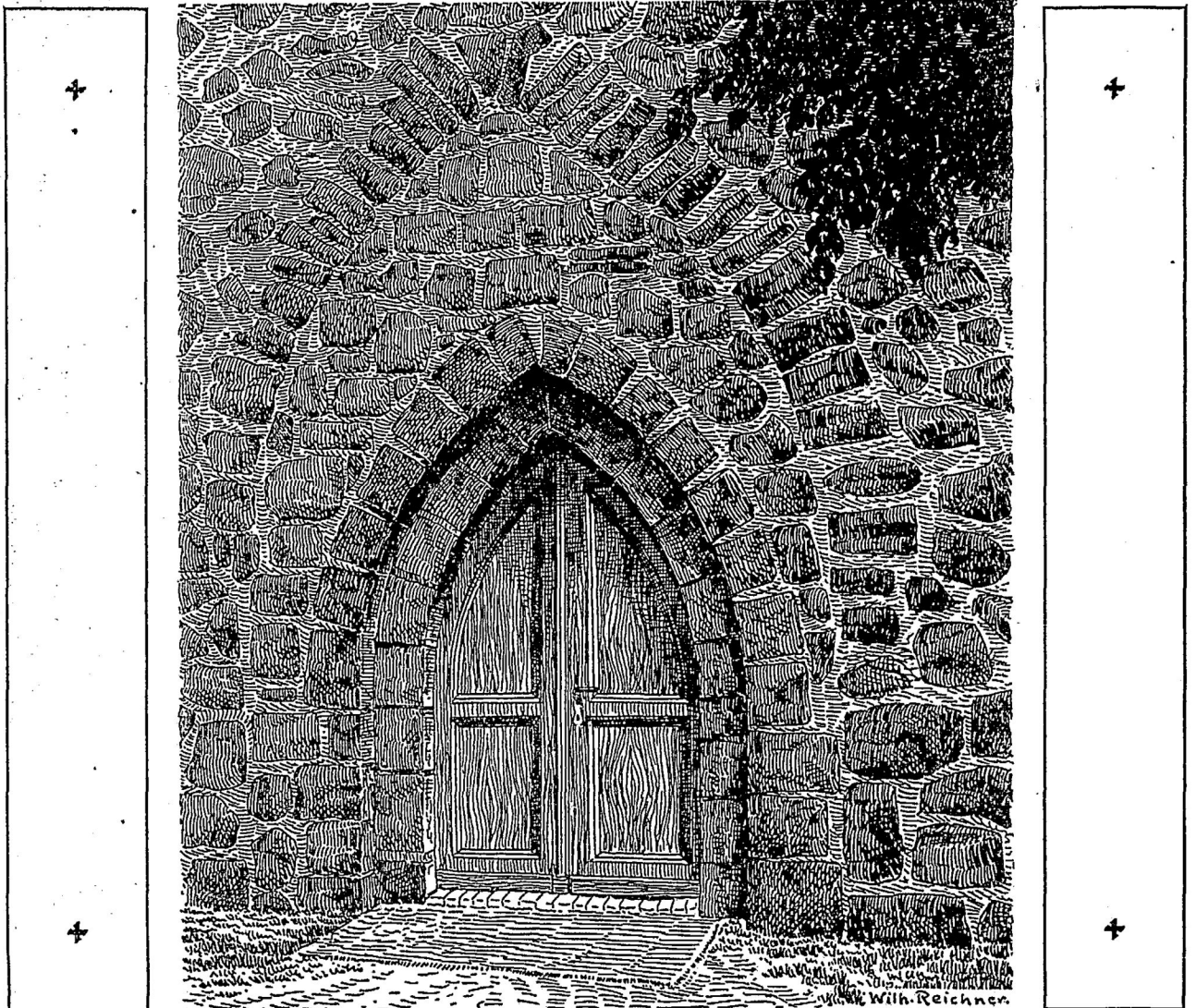
Dicht hinterm Dorf (also Südwest-West) liegen die

„Utwiesen“, Auswiesen, woran sich bis zum Zülowgraben hin die „Sinterwiesen“ anschließen. Die Bezeichnung „Utwiesen“ ist auch solch Rätselkind. Nach Süden hin schließen sich an die Ut- und Sinterwiesen die Mittelwiesen an. Hier dazwischen ist auch die „Pfarrwiese“. Sinter den Mittelwiesen, die heute zum Teil auch Aderland sind, liegen die Torfwiesen, wo früher Torf gestochen wurde. Es wurde nicht Stüden, sondern Trettorf gemacht. Der letzte Torf wurde hier um 1890 gestochen, dann traten an seine Stelle als Feuerung die Braunkohlenbrüetts. Diese Gegend ist sehr grundlos. Und als die Abkürzungschaulsee nach Potsdam um 1933 hier durchgebaut wurde, stieß man auf eine Untiefe von 18 m. Unter dem Torf liegt Wiesenalk, der durch die Aufschüttung bei dem Chaulseebau aufgepreßt zutage trat.

Der Dreieckspfel, wo die drei Feldmarken Klein- und Großkienitz mit der Dahlewitzer zusammenstoßen, heißt der „Werder“, soviel wie Abschnitt oder Insel. Auch diese Bezeichnung ist der jüngeren Generation so gut wie nicht bekannt.

Gleich vor dem Dorf an der Straße nach Kleinkienitz zu, also zwischen dem Weidendam und den Mittelwiesen, liegen die „Kohljärten“, wo jeder seinen Kohl baute, an die sich nach Kleinkienitz zu der „Pfarr- und Kirchgarten“ angliederte. Im Dorf am Spritzenhaus liegt der Spritzengarten.

Der östliche Teil der Mittelwiesen, der, wie schon erwähnt, heute meist Aderland ist, diente früher als Kuh- und Kälberweide, daher auch „Koh- und Kälberbusch“ genannt nach der Umzäunung. Auch hier gab es eine „Nachthödinge“. Das Stück oben an der Kleinkienitzer Straße heißt der „Dierjarten“, sicher, weil da der Eingang zur Weide und der Sammelplatz für das Vieh war.



Das Portal der Brusendorfer Kirche



Auch die Ackerstüdenbezeichnung „Rüdelens“ kommt vor, womit man sicher die Roghärten meinte. Rüdelens heißt jedenfalls kleine Ruten, da man die Ackerbezeichnung Rüden hier gar nicht kennt, daß man glauben könnte, es sei eine Verkleinerung von Rüden.

Großes Grundstück hinter den Sämlerfichten wird die „Kornelhe“ genannt. Auch die Deutung dieses Namens ist ein Wunderding. Sollte dieser Name den Kornreichtum des Stückes andeuten oder ist dieser hier zu Erde; denn aus dem Wort Ebbe könnte man das vermuten?

Auch des Hansenschen Teiches muß ich gedenken, der von einem Besitzer Hans aus Berlin-Zehlendorf, der einst die Richterische Wirtschaft besaß, vor dem Weltkrieg hinter dem Hötzpflanz angelegt worden war. Er sollte mal ein Wassergrundstück werden. Die Leute nennen den Teich „Neie Pehle“, obwohl es nur einer ist.

Auch drei „Mathe“ stehen auf der Feldmark. Malhäume sind bekanntlich Grenz bäume, die nicht gefällt werden dürfen. Der eine davon steht in dem Knie bei dem Büdner Märten und ist eine weiße oder Silberweide, der zweite ist eine Klebrige oder gemeine Erle, in der Mitte von dem Acker, der zum „Wästen oder Hennigs Hof“ einstens gehörte und heute

gesteckt ist, und der dritte steht an den Sämlerfichten, auf der Grenze von Schwarzgen und Wendide. Es ist eine Pyramiden- oder Spitzpappel, die als aussterbender Baum auch sogar unter Naturschutz gestellt ist.

Zwei „Wüste Höfe“ blieben aus der Zeit des 30jährigen Krieges: „Hennigs und Lohows Hof“. Ersterer ist schon vorher erwähnt. Es ist die Hofstelle, auf der heute das neue Gemeindehaus erbaut ist. „Lohows Hof“ lag rechts nach Kleinfienitz hinaus, auf dem heute die Großhische Scheune steht.

Vor dem Thielesehen Gehöft steht die „Pastorenlinde“, die früher auch als Tanzlinde gedient hat, unter der der Sage nach der am 26. April 1622 samt seiner Frau hingerichtete Pfarrer Laurentius Taglen begraben liegen soll, weshalb Pastorenlinde. Sie ist der älteste Baum im Ort und zählt, „wenn die Sage recht hat“ (siehe W. Rechner, Wanderungen durch den Kreis Teltow, I. Band) 300 Jahre. Auch sie steht heute unter Naturschutz.

Damit wäre ich mit dieser Arbeit am Schluß angelangt. Durch die Flurnamensammlung wird so mancher alter Name vor dem Vergessen gerettet; denn es ist tatsächlich so, daß der junge Nachwuchs verschiedene nicht mehr kennt, und selbst die Alten entsinnen sich ihrer nur noch aus ihrer Jugendzeit.

## Der Posenschaber

### Ein vergessenes heimisches Handwerk

Wenn unsere heutige Sämlerjugend mit Umgehung von Schiefertafel und Griffel sehr bald zum Gebrauch der Stahlfeder angehalten wird, so mußte das bei unseren Großeltern naturgemäß noch anders sein, weil vor der Erfindung und Einführung der billigen Stahlschreibfeder noch mit Riehsfedern oder, niederdeutsch, Posen geschrieben werden mußte. Der Federhalter, mit seiner sehr billig zu erkaufenden Stahlfeder versehen, hat die jetzige schnelle Arbeitsbereitschaft geschaffen, während vor dem gut Ding Weile haben wollte, insbesondere die Vorbereitungen zum altväterlichen Schreibwerk. Wer dazu sich nicht rechte Zeit und Muße gönnen wollte, war nicht imstande, eine gute Schreibarbeit zu fertigen, und wie mancher geschickte Posenschneider hat durch Darreichung handgerechter Federn sich beim Vorgesetzten in Gunst setzen können! Gute Handschrift ging mit der Geschicklichkeit, brauchbare Federn zu schneiden, Hand in Hand. Das Erlernen in dieser schwierigen Handfertigkeit lag den Lehrern ob und mit wieviel Geduld mußten sich diese wappnen, bevor den Schülern erst die Handhabung und die Führung des empfindlichen Schreibgeschirrs beigebracht war. Bevor es jedoch zum Federschneiden kam, wozu dem Schreibbeflüßten zunächst das Federmesser nötig war, meistens die zweite Klinge des dem Schüler unentbehrlichen Taschenmessers, mußte das Rohmaterial, die Posen, beschafft werden; sie waren vor 150 Jahren und länger bereits Handelsartikel, und die Posenschaber bereiteten sie vor. Die Posenschaber waren meist wieder Beamte oder Lehrer, die sich die brauchbaren Federn von Gänsehäuten, Bauern usw. besorgten und mit der Herstellung und mit dem Handel in Schreibfedern sich einen netten Nebenverdienst zu ihrer lärglichen Besoldung verschafften. Gute Riehsfedern hatten hohe Preise, die jetzt die besten Stahlfedern nicht zu halten vermögen.

Bevorzugt waren Gänsefüße, aber auch solche von Schwänen, Krähen, Trappen, Auerhähnen gingen mit durch. Die Gänsefüße oder Posen, welche zum ordentlichen Schreiben dienen, werden im Frühjahr, wenn sie reif sind, von den Liebhabern und Beflüßten gesammelt, an die Lehrer, an die Beamten, oder professionellen Posenschaber, auch Federposenfabrikanten, geliefert. Diejenigen sind am besten, welche den Gänsen zur Mauerzeit im Mai und Juni einzeln ausfallen, alle anderen Federn, in der übrigen Jahreszeit gesammelt, taugen zu Schreibfedern nicht, ebensowenig diejenigen, welche man mit Gewalt aus den Flügeln toter oder lebender Gänse ausrupft; sie sind eben nicht reif geworden.

Jeder Gänseflügel hat nicht mehr als fünf gute, zum Schreiben dienliche Federn. Die Stöpsel, also die äußerste jeder Schwinge, ist die härteste, im Kiel rundlichste und kürzeste, aber von den fünfsten auch die schlechteste, sie heißt die „Ortspösel“. Auf diese folgen zwei andere, welche die „Schlächtpösel“ genannt werden, diese behaupten den Vorzug von allen anderen, und die nächstfolgenden zwei Federn, die sog. „Breitpösel“, stehen ihnen schon in der Güte sehr nach, und damit wären die brauchbaren Federn eines Flügels auch erschöpft. Man wird

bemerkten, daß die sog. Fahne des Federbarts an der einen Seite viel schmaler ist als an der anderen, daß ihre haligen Fasern viel dichter aneinander hängen und die schmälere Seite der Fahne an einigen Federn gar keine, an andern jedoch nach unten zu eine natürliche Ausbuchtung zeigt, und dieses ist das natürliche Zeichen der besten Federn, der sogenannten Schlächtpösel, die man an dieser Buchtung erkennt. Für die rechte Hand, mit welcher wir schreiben, eigneten sich die Federn des linken Flügels besser, weil sie eine handgerechte Lage zulassen, und diese besonders beehrten Federn erkennt man daran, wenn man sie anschnidet und ihren Rücken nach unten gefehrt hält, daß die Öffnung nicht gegen die rechte, sondern gegen die linke Seite von der geraden Linie abweicht.

Die so kunstgerecht ermittelten Posen haben nun die verschiedenen Manipulationen durchzumachen, wobei alte, geheimgehaltene Erfahrungen mitsprachen. Zunächst werden die Federfüße mit einem scharfen Glascherben geschabt, die äußere talg-haltige Hautschicht entfernt. Dann werden die Posen „geglüht“, indem die Posenschaber ihnen durch Einstechen des hiden Rieles in heißgemachte Sand- und Aschenbäder, besonders von Buchenasche, den besonderen Glanz und ihre Härte verleihen, wobei das letzte überflüssige Fett den Rielen entzogen wird. Diese Arbeit erforderte größte Sorgfalt, denn davon hing die Brauchbarkeit der Feder hinsichtlich des Abstreifungsvermögens der Tinte und der Sprödigkeit der Spitze späterhin ganz ab. Hierdurch bekamen die Posen einen oder mehrere Streifen, welche dann Veranlassung wurden, diese „gezogene Spulen“ oder „gezogene Riele“ zu nennen. Eine gutgezogene Schreibfeder muß weder zu hart noch zu weich sein, und man bevorzugte diejenigen, welche man an der Spitze, zwischen Daumen und Zeigefinger drückend, etwas nachgebend „federn“ lassen konnte. Die gezogenen Schreibfedern sind durchsichtig, klar, so daß auch die Seele, das Innenhäutchen in der Posel, los ist und sich beim Schütteln hin- und herbewegen läßt. 24 Stück dieser sorgsam vorbereiteten Posen waren geschnürt zu einem „Pakt“ vereinigt; sie waren kenntlich gemacht je nach ihrer Güte durch verschieden gefärbte Bänder. Hamburg galt für diese Ware als Hauptstapelplatz, und das Pakt „Rotgebundenes“ kam im Jahre 1800 auf 8 Groschen zu stehen, Rotgebundenes hieß Extragut, Grüngebundenes Grobput, Gelbgebundenes hieß Mehextra, Blaugebundenes enthielt weikläufig gebundene Ortspösel und war am wohlfeilsten. Man sieht, mit wieviel Sachkenntnis und Ordnungssinn diese verlorengegangene Kunst der Federarbeit behandelt sein wollte, bevor der Schüler die Posel in die Hand bekam und diese durch Verschneiden, Verreiben oder Ueberfächeln doch noch unbrauchbar machen konnte. Das Seengebiet der Uckermark führte durch den Zugang an Wildgänsen besonders viel brauchbares Posenmaterial aus, wodurch mancher Taler erworben ward. Wohin ist dieser ländliche Erwerbszweig geschwunden?  
C. W i l f e.

Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiejer, Gröben, Post Ludwigsfelde.